

CATHLEEN SCHINE
Alles Glück der Welt



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Betty Weissmann staunt nicht schlecht, als ihr Mann Joseph nach 48 Ehejahren die Scheidung einreicht. Joseph ist 78 Jahre alt, Betty 75, der Grund: »unüberbrückbare Differenzen«. Bald stellt sich heraus, dass diese Differenzen auch einen Namen haben: Felicity. Felicity ist auch daran schuld, dass Betty aus ihrer New Yorker Stadtwohnung ausziehen muss und dass Joseph alle Zahlungen an sie einstellt. Als ihr Cousin Lou ihr in Westport ein kostenloses Domizil anbietet, ergreift Betty die Chance – was hat sie schon noch zu verlieren? Doch Betty ist nicht alleine: Ihre 49-jährige Tochter Miranda hat sich ihr berufliches Grab geschaufelt, und ein Tapetenwechsel kommt ihr gerade recht. Mirandas 51-jährige Schwester Annie hat eine Scheidung hinter sich, und ihre beiden Kinder sind erwachsen – was soll sie ohne Betty und Miranda in New York? Gesagt, getan. Und so beginnt für die drei Weissmanns in Westport die abenteuerlichste Zeit ihres Lebens, mit einer neuen Liebe, einer halsbrecherischen Kajakfahrt und jeder Menge starker Cocktails.

Autorin

Cathleen Schine wurde 1953 in Westport, Connecticut, geboren und arbeitete lange Jahre als Journalistin u. a. für *Vogue* und *The New Yorker*. Sie lebt als freie Schriftstellerin mit ihrem Mann, dem Filmkritiker David Denby, und ihren beiden Söhnen in Manhattan und schreibt für mehrere Zeitungen und Magazine, unter anderem für die *New York Times Book Review* und *The New York Review of Books*. Mehrere ihrer Romane wurden bislang verfilmt.

Cathleen Schine

Alles Glück
der Welt

Roman

Deutsch
von Sibylle Schmidt

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
»The Three Weissmanns of Westport« bei Sarah Crichton Books,
an imprint of Farrar, Straus and Giroux, New York.

Die deutsche Erstausgabe erschien 2010
unter dem Titel »Die drei Frauen von Westport«
als Hardcover im Goldmann Verlag, München.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

I. Auflage

Taschenbuchausgabe September 2012

Copyright © der Originalausgabe 2010 by Cathleen Schine

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Published by arrangement with Sarah Crichton Books,
an imprint of Farrar, Straus and Giroux, LLC, New York.

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur München
Umschlagmotiv: © Corbis / Antony Nagelmann; FinePic

Redaktion: Kerstin von Dobschütz

AG · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-47793-7

www.goldmann-verlag.de

In ewigem Gedenken an

Bertha Ehrenwerth

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm

I

Als Joseph Weissmann sich von seiner Frau scheiden ließ, war er achtundsiebzig Jahre alt, und sie war fünfundsiebzig. Seinen Entschluss tat er in der Küche ihrer Wohnung im zehnten Stock eines eleganten, um die Jahrhundertwende erbauten Apartmenthauses am Central Park West kund, umgeben von den weiß schimmernden Originalkacheln an den Wänden. Joseph, der bei seinen Kollegen als Joe bekannt war, von seiner Frau jedoch stets Joseph genannt wurde, stellte fest, dass seine Gattin sehr verwirrt wirkte, als er die Worte »unüberbrückbare Differenzen« aussprach.

Unüberbrückbare Differenzen?, sagte sie. Selbstverständlich gibt es die. Aber was um alles in der Welt hat das mit Scheidung zu tun?

In Joes Fall hatte das tatsächlich sehr wenig mit Scheidung zu tun. In Joes Fall – wie es so oft der Fall ist – war der Grund für die Scheidung eine andere Frau. Doch eine andere Frau war – was wiederum nicht weiter verwunderlich ist – nicht der Grund, den er bei seiner Ehefrau als Grund angab.

Unüberbrückbare Differenzen?

Betty war verblüfft. Seit achtundvierzig Jahren waren sie verheiratet. Sie war vertraut mit Joseph und ging davon aus, dass es sich bei ihm ebenso verhielt. Doch er ließ sich nicht umstimmen. Ihre gemeinsame Geschichte war von nun an Geschichte für ihn.

Joseph war früher ein gut aussehender Mann gewesen. Auch

jetzt hielt er sich noch kerzengerade, und sein kahler Schädel wirkte eher vornehm als ältlich, ganz als sei eine schimmernde Glatze ein Merkmal bedeutsamer Männer. Seine schmale Nase ragte markant hervor. Seine Augen waren ebenfalls schmal und zunehmend unter Hautfalten verborgen wie sorgfältig gehütete Geheimnisse. Frauen mochten ihn gerne. Das war bei Betty freilich früher auch der Fall gewesen. Joseph war ruhig und bescheiden und brauchte nichts außer einem ausgiebigen Frühstück, bevor er zur Arbeit aufbrach, einem großen Glas Scotch, wenn er nach Hause kam, und einem leichten Abendessen um Punkt halb acht.

Doch im Lauf der Jahre hatte Betty vergessen, dass sie Joseph gerne mochte. Sie empfand das ausgiebige Frühstück zunehmend als grotesk, den abendlichen Drink als zwanghaft und das leichte Abendessen als affektiert. Diese Veränderung trat in ihrem dritten gemeinsamen Jahrzehnt ein und dauerte bis zum vierten an. Dann merkte Betty, dass Josephs Gewohnheiten beruhigend auf sie wirkten, wie der Herzschlag der Mutter auf ein Neugeborenes. Betty war wieder zufrieden und nahezu verliebt. Sie reisten in die Toskana und beobachteten auf den Chianti-Hügeln, wie Schwalben durch die Luft sausten und schiefergraue Regenwolken heranzogen. Sie unternahm Schiffsreisen durch die Fjorde von Norwegen und zu den Galapagos-Inseln. Sie fuhren in Indien mit dem Zug von einem Palast zum nächsten, versetzten sich in die Kolonialzeit zurück und aßen köstlich duftende Curry-Gerichte. All das erlebten sie zusammen. Und dann war all das ganz plötzlich vorbei.

»Unüberbrückbare Differenzen«, sagte Joe.

»Aber, Joseph. Was soll das denn mit Scheidung zu tun haben?«

»Ich möchte großzügig sein«, sagte Joseph.

Großzügig?, dachte Betty. Sie kam sich vor wie ein Dienst-

mädchen, das entlassen werden sollte. Wollte er ihr zwei Monate Lohn als Abfindung anbieten?

»Du kannst mit meinem Eigentum nicht großzügig sein«, erwiderte sie.

Und die Scheidung war in gestrecktem Galopp unterwegs, wie schwitzende Pferde beim Rennen.

Der Name von Josephs unüberbrückbaren Differenzen lautete Felicity, wobei Betty hartnäckig so tat, als könne sie sich den Namen nicht merken, und ihn auf vielfältige Weise verballhornte. Doch das geschah erst später, nachdem Betty sich gezwungenermaßen von der Wohnung am Central Park West getrennt hatte. Während der Unterredungen, die zu diesem Ereignis führten, blieb Betty und ihren Töchtern nichts anderes übrig, als darüber zu spekulieren und argwöhnisch zu vermuten, dass es da irgendwo eine Felicity gab, der sie niemals offiziell vorgestellt worden waren.

»Ich werde großzügig sein zu meiner Frau«, sagte Joe zu Felicity. »Ich habe mit dieser Frau schließlich fast fünfzig Jahre meines Lebens verbracht.« Als er »meine Frau« sagte, schaute Felicity ihn böse an. Was Joe jedoch entging, denn er fühlte sich bei dem Wort »fünfzig« plötzlich verwirrt und traurig. Das war mehr als die Hälfte seines Lebens. Was machte er nur? Er war zu alt, um ein neues Leben anzufangen. Doch als ihm das Wort »alt«, diese triste, bedrückende Silbe, durch den Kopf ging, dicht gefolgt von dem Wort »neu«, verflogen seine Zweifel, und er sagte »diese Frau«, als sei Betty eine unhöfliche Angestellte in einer Mautstelle, eine wildfremde Person, die ihm die ungepflegte Hand entgegenstreckte. Darauf wurde Felicitys Blick merklich sanfter.

»Aber natürlich wirst du großzügig sein«, sagte sie. »Du bist ein großzügiger Mann. Alles, was du tust, ist großzügig, Joe.«

Sie nahm seine Hand und küsste sie. »Und ich werde dir dabei helfen, Joe«, fügte sie hinzu. »Ich werde dir helfen, großzügig zu sein.«

»Natürlich werde ich ihr die Wohnung überlassen«, sagte Joe. »Das ist nur recht und billig. Wir haben unser ganzes Leben dort verbracht, und sie hat so viel Mühe darauf verwandt. Die Wohnung ist ihr Werk.«

Felicity hatte diese Wohnung schon einmal gesehen. In einer Zeitschrift. Die Räume strahlten den Charme und die Eleganz vergangener Zeiten aus. Behauptete jedenfalls die Zeitschrift. Felicity empfand sie vor allem als geräumig und luxuriös, obwohl die unterschiedlichen Beigetöne ihrer Ansicht nach hier und da einen Farbtupfer vertragen konnten und die Möbel, ob sie nun wertvolle Antiquitäten waren oder nicht, ihr zum Teil etwas altersschwach vorkamen. Sie hätte gerne in so einer Wohnung gelebt. Doch sie sagte: »Natürlich, keine Frage.« Dann betrachtete sie Joe gedankenvoll, der auf ihrer Couch in ihrem Wohnzimmer saß, in einem durchaus ansehnlichen Apartment in den Lincoln Towers, das früher einmal über eine Aussicht auf den Hudson verfügt hatte. Felicity stand auf, trat ans Fenster und blickte auf den Trump Tower, der dieser Aussicht nun im Weg stand. »Ihr habt die Wohnung damals für einen Pappenstiel bekommen, oder?«, fragte sie.

Joe lächelte. »Ja. Und wir haben immer unsere Raten bezahlt.«

»*Du* hast die Raten bezahlt«, rief Felicity ihm in Erinnerung.

»Ja, sicher. Das stimmt.«

»Von deinem Einkommen?«

»Nun, ein anderes gab es ja nicht«, antwortete Joe. »Betty hat nicht einen Tag in ihrem Leben gearbeitet. Es war nicht nötig. Das weißt du ja.«

Felicity war das wohl bewusst. Sie dagegen hatte sehr viele Tage in ihrem Leben gearbeitet.

»Aber die Anzahlung haben wir mit ihrem Geld gemacht«, fügte Joe hinzu. Er betrachtete sich selbst gerne als gerecht.

»Was nicht viel war«, erwiderte Felicity. »Das hast du selbst gesagt.«

Joe sann über ihre Worte nach. »Stimmt. Eine Anzahlung von fünftausend Dollar. Kannst du dir das vorstellen?«

»Und jetzt ist die Wohnung wie viel wert? Drei Millionen?«

»Ach, das dürfte nicht reichen.«

Felicity blieb stumm, verarbeitete diese Information.

»Das ist eine ziemlich hohe Entschädigung für eine Investition von fünftausend Dollar, nicht wahr?«, sagte Joe.

»Ich vermute, man muss heutzutage sehr viel Geld in die Wohnung stecken«, bemerkte Felicity.

Joe nickte.

»Eher eine Belastung, so eine riesige alte Wohnung«, gab Felicity zu bedenken. »Die arme Betty. Ich beneide sie nicht.«

»Sie sollte sich wirklich was Kleineres suchen«, meinte Joe. »Wir könnten die alte Wohnung verkaufen, und sie könnte sich mit ihrem Anteil etwas Überschaubareres zulegen.«

»Du bist wirklich sehr großzügig, Joe«, sagte Felicity. »Und so selbstlos.«

Joe sah sie mit leerem Blick an. Er wusste, dass er großzügig und selbstlos war, aber in diesem Augenblick war ihm nicht ganz klar, wie es sich mit diesen Eigenschaften vereinbaren ließ, wenn er die Hälfte des Ertrags einstrich, anstatt darauf zu verzichten. Dann bemerkte Felicity plötzlich erschrocken: »Aber was ist mit den Steuern? Wenn die Steuern abgezogen sind, wird ja kaum etwas übrig bleiben für die arme Betty.« Sie sah, dass es sechs Uhr war, und schenkte Joe seinen Scotch

ein. »Das wäre wirklich eine echte Belastung für sie, viel mehr als für dich. Du hast so viele Abzüge, sie nicht. Weil sie ja nicht berufstätig ist.«

Joe war nicht dumm, und ihm war daran gelegen, sich selbst als großzügig betrachten zu können; aber er liebte die weitläufige helle Wohnung, die Betty für ihn so behaglich gestaltet hatte, und er liebte Felicity. Natürlich würde diese Wohnung eine Belastung für Betty darstellen, sagte er sich. Wie konnte er nur so gedankenlos und unsensibel sein?

»In ihrem Alter«, murmelte Felicity, als könne sie seine Gedanken lesen.

Für Felicity und ihn wäre die Wohnung viel besser geeignet. Felicity war jung und kraftvoll. Auf ihn traf beides nicht zu, aber er war vertraut mit dieser Wohnung. War es denn sinnvoll, sich aus seinem eigenen Zuhause vertreiben zu lassen, nur um der Regierung haufenweise Geld in den Rachen zu werfen? Das wäre kein kluger Zug. Und Betty würden die Steuern zu Grunde richten. Ganz und gar nicht schön.

Und so wurde die Sache beschlossen. Joe würde großzügig sein und die Wohnung behalten.

Betty war schon einmal verheiratet gewesen, bevor sie Joseph Weissmann kennen lernte. Ihr erster Mann war in jungen Jahren bei einem Autounfall ums Leben gekommen, und danach war sie mit den beiden kleinen Töchtern, der vierjährigen Annie und der zweijährigen Miranda, allein gewesen. Ein Jahr nach dem Unfall trat Joseph in ihrer aller Leben. Er heiratete Betty, und obwohl die Mädchen in der Küche zu Abend aßen, bevor er von der Arbeit kam, und ihn samstags nie zu Gesicht bekamen, weil er immer ins Büro ging, übernahmen sie seinen Nachnamen, nannten ihn »Josie« und liebten ihn, als sei er ihr lieblicher Vater.

Als Annie von ihrer Mutter am Telefon erfuhr, dass Joseph sich nach fast fünfzig Jahren wegen unüberbrückbarer Differenzen scheiden lassen wollte, riet sie dringend an, dass er seinen Neurologen aufsuchen sollte. Hatte Josie in letzter Zeit über Kopfschmerzen geklagt? Zerstreutheit, Kopfschmerzen, Schwindel: Er musste einen Gehirntumor haben. Erinnernte Betty sich noch an Annies Freund Oliver aus der Schule? Der war daran gestorben. Betty musste unbedingt sofort einen Arzttermin vereinbaren. Der arme Josie.

»Er hat keinen Gehirntumor«, sagte ihre Mutter. Joseph ging es so gut wie seit Jahren nicht mehr. »Und du weißt, was das bedeutet.«

Annie akzeptierte schließlich zähneknirschend den Tatbestand, den ihre Schwester Miranda in der ersten Sekunde erfasste.

»Er ist verliebt«, sagte Miranda, als Betty anrief und ihr die Neuigkeiten mitteilte.

»Ich fürchte, das stimmt«, bestätigte Betty die Vermutung.

Die beiden Frauen verfielen in Schweigen. Sie glaubten beide an die Liebe. Doch diese Liebe war Ketzerei.

»Was sagt Annie dazu?«

»Sie will mit ihm sprechen. Und sie meint, ich soll mir einen Anwalt nehmen.«

»Einen Anwalt?«, fragte Miranda. »Und was meint Josie?«

»Er sagt, wir sollen einen Mediator nehmen.«

»Das kann doch alles nicht wahr sein«, äußerte Miranda. Dann beschloss auch sie, mit Josie zu sprechen.

»Ich habe ein Anrecht auf ein eigenes Leben«, verkündete Joseph, als die beiden Schwestern in seinem Büro auftauchten. Aber in seinen Augen standen Tränen. »Ich habe ein Recht darauf, mein Leben so zu gestalten, wie ich will.«

Die beiden Frauen waren gerührt angesichts dieser Tränen. Und sie pflichteten Joseph beide bei, dass er selbstverständlich ein Anrecht auf sein Leben habe, aber unter folgenden Vorbehalten: Annie erklärte, dass Josie ein Anrecht auf sein bisheriges Leben mit ihrer Mutter habe. Und Miranda, die romantischer veranlagt war, erklärte, dass man zwar sein Leben in der Tat in vollen Zügen genießen solle, dass Josie jedoch sein jetziges Leben für einen Mann seines Alters ausreichend genießen könne.

»Für mich ist das auch nicht einfach«, erwiderte Joseph und presste die Fäuste auf die Augen wie ein kleines Kind. Die beiden Frauen nahmen ihn in den Arm.

»Ist doch gut, Josie«, murmelten sie beruhigend, um den Mann im Nadelstreifenanzug zu trösten. Sie hatten ihren Stiefvater noch nie weinen sehen.

Joseph löste sich von ihnen und sah seine beiden Töchter an, seine »Mädchen«, und ihm fiel auf, dass sie keine Mädchen mehr waren. Miranda mit ihrer temperamentvollen Ausstrahlung und ihren feurigen Augen war so bezaubernd wie eh und je. Sie trug ihr schimmerndes hellbraunes Haar schulterlang, beinahe im selben Stil wie als Teenager. Doch ein Hauch von Härte und Anstrengung hatte sich in ihre noch immer schönen und jugendlichen Züge gestohlen. Annie dagegen war immer schon zu ernsthaft gewesen, um wirklich jung zu wirken, und ihre dunklen Augen nahmen die Welt in sich auf, ohne etwas preiszugeben. An ihrem Scheitel bemerkte Joseph nun eine Spur Grau, und sie sah verstört aus. Was konnte er nur für sein trauriges Mädchen tun? Früher, als er noch jünger war, hätte er ihr ein paar Geldscheine in die Hand gedrückt und gesagt, sie solle sich einen neuen Hut kaufen. Er stellte sich ein Samthütchen vor, das kokett schief auf ihrem Kopf saß. Das Bild war so unpassend, dass er Annie am liebsten geschüttelt hätte.

»Ich werde eurer Mutter gegenüber sehr großzügig sein«, sagte er. »Darauf könnt ihr euch verlassen.«

Und die Schwestern verließen sein Büro, wütend und enttäuscht, aber zumindest beruhigt hinsichtlich des materiellen Wohlergehens ihrer Mutter.

»Hallo, Felicity«, grüßten sie mit gezwungener Heiterkeit die attraktive Vizechefin, der die zunehmend erfolgreichere Online-Strategie des Unternehmens zu verdanken war. Es war ja zwecklos, sich seine Verzweiflung anmerken zu lassen. Vielleicht würde die ganze Sache wieder ins Lot kommen, bevor Felicity und die anderen im Büro etwas davon erfahren.

»Na ja, zumindest nehmen sie sich keine Anwälte«, sagte Miranda. »Anwälte sind schmarotzende Aasgeier.«

»Du vermischst unangenehme biologische Eigenschaften.«

»Geschmeiß«, äußerte Miranda angewidert. Sie war Literaturagentin und konnte die Vertreter des Rechtswesens generell nicht ausstehen, weil sie sich in Angelegenheiten einmischten, die sie nichts angingen – wie zum Beispiel die Verträge ihrer Autoren. Doch im vergangenen halben Jahr waren ihre Erfahrungen mit Anwälten ganz besonders schmerzhaft gewesen. »Die sollen sich um ihren eigenen Mist kümmern.«

»Leider gehören Scheidungen zu ihrem Beruf. Bei einigen jedenfalls.«

Miranda selbst hatte nie eine Scheidung durchlebt. Dies war – was sie selbst genau wusste – lediglich der Tatsache zu verdanken, dass sie nie geheiratet hatte. Denn Miranda verliebte sich viel zu oft und zu heftig, um zu heiraten. Sie war verliebt ins Verliebtsein. Für dieses Vergnügen war sie bereit zu leiden, und sie wollte es nicht opfern. Derzeit war sie in einen glücklosen Tageshändler verliebt. Ein wohliger Schauer

überließ sie, wenn sie an ihn dachte: Wie er sich spätnachts in ihrem dunklen Schlafzimmer über den Computer beugte, sein gestresstes Gesicht bläulich beleuchtet vom Bildschirm.

Die Liebe war der Hauptgrund, den sie immer angab als Erklärung für ihren Familienstand. Doch es gab auch noch einen anderen Grund. Sie war immer viel zu beschäftigt, bellte ihrer geplagten Assistentin Befehle zu, flirtete am Telefon mit Verlegern, die sie gewinnen wollte, oder sprach demoralisierten Autoren Mut zu. Miranda war auf ein Genre spezialisiert, das Annie gerne als »beschauliche Schauermemoiren« bezeichnete. Ihre Klienten, die »Schrecklichen Schriftsteller«, wie sie sogar von Miranda genannt wurden, hatten alle irgendetwas gar Schauerliches und Grauenvolles erlebt, etwas, das so schauerlich und grauenvoll gewesen war, dass sie ihre Leidensgeschichte in allen schauerlichen und grauenvollen Einzelheiten schildern mussten. Am Ende gab es immer ein hübsches Wunder, und da niemand wirklich etwas gegen Wunder einwenden konnte, nicht einmal Annie, waren diese Werke ausgesprochen beliebt, und Miranda hatte sich eine erfolgreiche Agentur damit aufgebaut, die sie unentwegt in Atem hielt.

Bis die Anwälte sich darüber hergemacht haben, dachte sie. »Geschmeiß«, wiederholte Miranda. »Ha! Kein Scheidungsanwalt wird sich jemals an meinem Fleisch gütlich tun.«

Annie schwieg dazu. Mirandas Abneigung gegen die Ehe war seit jeher ein Zankapfel zwischen ihnen. Annie hatte stets behauptet, dass Miranda einfach zu fantasielos sei, um zu heiraten.

»Die Ehe ist einfach zu sehr wie ein Roman für dich«, hatte sie einmal zu Miranda gesagt. »Zu unberechenbar, zu sehr von eigenwilligen Figuren bestimmt.«

Miranda, die sich selbst für eine hoffnungslose Romantikerin hielt, hatte erwidert: »Wieso, in Romanen gibt es doch

immer wieder denselben vorhersehbaren Handlungsablauf. Wieso soll das unberechenbar sein?«

»Weil es von Temperament, Persönlichkeit, Umständen und Zufällen abhängt. Aber in deinen Büchern und in deinen Romanen geht es immer darum, die Kontrolle zu verlieren und dann wiederzugewinnen.«

Bei solchen Äußerungen über Memoiren und Herzensdinge schüttelte Miranda nur den Kopf, betrachtete mitleidig lächelnd ihre unbedarfte ältere Schwester, sann über deren eigentümliche Vorliebe für Kleidung in tristen Farben nach und sagte dann sanft: »Ich möchte frei sein können, Annie. Und ich bin es.«

An dieser Stelle der Auseinandersetzung pflegten die Schwestern regelmäßig Louisa May Alcott zu zitieren – »Sie liebt Bücher zu sehr. Das hat ihr das Hirn verdreht« – und sich dann anderen Themen zuzuwenden.

Als Miranda nun neben ihrer Schwester herging, fragte sie sich, ob Josie auch frei sein wollte. Frei von ihr und Annie und natürlich von ihrer Mutter.

»Es ist ohnehin schon so traurig«, bemerkte Miranda. »Wenn nun noch Anwälte dazukommen, wird es auch noch scheußlich.«

Ihr Handy vibrierte. Sie meldete sich nicht, als sie sah, wer da anrief.

»Ach herrje«, murmelte sie, aber Annie hörte sie nicht.

»Und teuer«, sagte Annie. »Mit Anwälten wird alles teuer.« Sie hatte einschlägige Einfahrungen auf diesem Gebiet. Vor vielen Jahren war sie einmal verheiratet gewesen. Aus der Ehe waren zwei mittlerweile erwachsene Söhne hervorgegangen. Aber ihr Mann, ein rastloser, lebenshungriger junger Bursche, hatte sich als Glücksspieler erwiesen. Seit der Scheidung vor achtzehn Jahren hatte Annie ihn nicht mehr zu Ge-

sicht bekommen, und er hatte auch keinen Kontakt zu den Jungen gehalten. Vor zwei Jahren hatte sie erfahren, dass er an Leukämie gestorben war. »Nichts ist von Dauer«, sagte sie jetzt und dachte daran, was für eine Verschwendung die Liebe doch war.

»Dass du immer so nüchtern sein musst«, entgegnete Miranda.

Und die beiden Schwestern spazierten weiter Arm in Arm die Straße entlang. Sie waren nachsichtig und liebevoll im Umgang miteinander, dennoch lag nun auf beider Lippen ein kleines zufriedenes Lächeln der Überlegenheit.

Annie hatte Felicity Barrow freundlich begrüßt, als sie Josephs Büro verließen, aber im Grunde genommen konnte sie diese Frau nicht leiden. Felicity hatte riesige hellblaue Kulleraugen, wie eine Schauspielerin, die genau weiß, wie sie ein Kind spielen muss. Annie war sich durchaus im Klaren über die Leistungen der Mitarbeiterin ihres Stiefvaters. Sie wusste, dass Felicity fleißig war und dass ihr die Firma viel zu verdanken hatte. Felicity sorgte dafür, dass man darüber im Bilde war. Dabei prahlte sie keineswegs, ganz im Gegenteil. Sie war unendlich bescheiden, worauf sie jedoch in so gut wie jedem Gespräch hinwies. Ferner betonte sie ständig, dass sie doch gar nichts wisse und völlig unbedeutend sei, was natürlich jedermann zum Widerspruch veranlasste.

Dennoch wäre Annie unter anderen Umständen stehen geblieben und hätte ein paar Worte mit Felicity gewechselt, denn deren Bruder war der bekannte Romancier Frederick Barrow, und durch Felicitys freundliche Vermittlung würde Barrow in der Bibliothek lesen, in der Annie angestellt war. Es handelte sich dabei um eine kleine private Bibliothek, im neunzehnten Jahrhundert gegründet von reichen Pelzhänd-

lern, um die Bildung des Nachwuchses in ihrem Gewerbe zu fördern. Doch um die Finanzdecke der Bibliothek war es nie wirklich gut bestellt, weshalb Annie als stellvertretende Leiterin dazu angehalten war, Lesungen zu organisieren. Die Bibliothek befand sich an der Upper West Side, wo sich die Lesungen inzwischen großer Beliebtheit erfreuten. Die Eintrittskarten kosteten fünfundzwanzig Dollar, und nach einem etwas holprigen Start kamen nun seit drei Jahren regelmäßig über zweihundert Leute.

Annie verstand sich darauf, die Autoren zur Teilnahme zu bewegen. Anfangs hatte sie nur darauf geachtet, von wem demnächst ein neues Buch erscheinen würde, und dann Kontakt zu den entsprechenden Personen aufgenommen. Doch nach einiger Zeit ging sie dazu über, den Autoren einen Prozentsatz der Einnahmen zu geben; das hatte sie bei Lesungen in Deutschland beobachtet. Es schien den Autoren besser zu gefallen, wenn sie ihnen anstatt eines Schecks ein Bündel abgegriffener Geldscheine überreichte. Sie kamen ihr dann immer vor wie Kinder, die sich über schimmernde Münzen freuen. Annie machte sich keine Illusionen über Schriftsteller. Einerseits war sie beeindruckt von ihnen, weil sie die Bücher erschufen, von denen sie beeindruckt war. Andererseits empfand sie sie als ziemlich traurige Gestalten, die es nicht geschafft hatten, einen anderen Beruf zu ergreifen. Und sie drückte ihnen die Geldscheine mit derselben Miene in die Hand, die sie aufsetzte, wenn sie einem Portier Trinkgeld gab.

Doch selbst mit der Zugabe eines Bündels Zwanziger gelang es selten, einen Autor wie Frederick Barrow einzuladen. Er war nicht nur reich und berühmt, sondern überdies scheu, und ließ sich fast nie in der Öffentlichkeit blicken. Felicitys Angebot war Annie deshalb sehr willkommen gewesen.

Annie hatte Felicity vor einem Jahr kennen gelernt, als sie

abends überraschend im Büro ihres Stiefvaters aufkreuzte, um ihn auf dem Heimweg zu begleiten. Ungeachtet des Wetters ging Joseph jeden Tag zu Fuß nach Hause, und Annie schloss sich ihm manchmal an. Der Weg von seinem Büro zur Wohnung war nicht weit, achtzehn Häuserblocks, und an jenem Frühlingsabend schien noch die Sonne, und die Finken auf den Laternenpfosten trällerten munter.

Die Empfangsdame war nirgendwo zu sehen, als Annie aus dem Aufzug trat. Felicity, die gerade aus Josephs Büro kam, schien der einzige andere Mensch weit und breit zu sein, und Joseph machte die beiden Frauen miteinander bekannt. Damals hatte Felicity Annie das Angebot mit ihrem Bruder gemacht. Annie fand die Vorstellung zwar aufregend, nahm die Sache aber nicht ernst und vergaß sie wieder. Einen Monat später erhielt sie eine E-Mail von Felicity mit Frederick Barrows Telefonnummer, E-Mail-Adresse und der Zusage für eine Lesung.

Die Veranstaltung versprach ein großer Erfolg zu werden. Sie hatten Einladungen verschickt, und hundert Karten waren im Voraus verkauft worden. Frederick Barrow schrieb zwar aufwühlende Bücher, war jedoch selbst der ruhigste Mann, dem Annie jemals begegnet war. Sie tranken noch ein Glas zusammen, um die Lesung zu besprechen; daraus wurde ein gemeinsames Abendessen, und danach nahmen sie noch einen Drink in Bemelman's Bar. Am späten Abend spazierten sie zusammen die Fifth Avenue entlang, vorbei an den stillen Museen und dem dunklen Central Park. Stundenlang wanderten sie durch die windige Nacht, hielten sich an der Hand und zitierten Shakespeare wie Studenten im ersten Semester.

Dies war der schönste Abend, den Annie als Bibliothekarin jemals erlebt hatte, und die Stimmung begleitete sie noch wochenlang. Dann wurde Frederick Barrow Mitglied der Bü-

cherei und nutzte sie für seine Recherchen, was zu weiteren gemeinsamen Mahlzeiten und weiterem gemeinsamem Zitieren führte. Auch an diesem Tag, an dem die beiden Schwestern ihren Stiefvater im Büro aufgesucht hatten, war Annie abends mit Frederick verabredet.

»Er sieht toll aus auf seinen Autorenfotos«, bemerkte Miranda.

»Die sind schon ziemlich alt. Inzwischen sind seine Haare fast weiß. Ich finde, Schriftsteller sollten aktuellere Fotos verbreiten. Wenn er dann irgendwann mal ein neues benutzen will, kriegen die Leser doch einen Schock und denken, er sei schwer krank gewesen.«

»Ach, Annie. Was du nur immer für Ideen hast.«

Mirandas Handy gab einen klagenden Ton von sich, und Miranda überflog eine SMS, runzelte die Stirn und stieß einen unterdrückten Fluch aus. »Wo lebt er überhaupt?«, fragte sie, während sie eine Nachricht eingab. »Diese Sausäcke.« Sie steckte das Handy weg. »Also? Wo?« Es war ihr wichtig, dass Frederick Barrow in New York lebte. Wenn er in San Francisco wohnte oder an der University of Iowa lehrte, brachte das nichts.

»Im letzten Jahr war er in Berlin – da hab ich ihn zum ersten Mal kontaktiert.«

»Oh, Berlin!« Vor Begeisterung über diese Stadt, die Miranda endlos faszinierend fand, vergaß sie einen Moment, dass Frederick ja in der Nähe leben sollte. »Super.«

»Aber ich glaube, seinen festen Wohnsitz hat er in Massachusetts, auf Cape Cod oder so. Wenn er hier ist, wohnt er bei seinen Kindern.«

Massachusetts war nicht schlecht. Miranda nickte wohlwollend. Während sie in New York an der Barnard studiert hatte, war sie mit einem Studenten aus Harvard liiert gewesen. Es

gab eine gute Zugverbindung dorthin. Miranda liebte Züge. Im Zug spürte man die Geschwindigkeit mehr als im Auto oder sogar im Flugzeug. Und das Gefühl von Schnelligkeit war für Miranda beinahe ebenso wichtig wie die Schnelligkeit selbst. Sie langweilte sich leicht und wurde dann ungeduldig, hatte jedoch bemerkt, dass sie alles interessant fand, was von einem Zugfenster eingerahmt war – ganz als seien die hässlichen Ecken und Winkel sterbender Städte Episoden eines aufregenden Lebens. Ihr Harvard-Freund war ihr damals nach kurzer Zeit auf die Nerven gegangen, aber die Zugfahrt war niemals eine Enttäuschung gewesen. Nein, es war tatsächlich nichts dagegen einzuwenden, dass Frederick Barrow in Massachusetts lebte.

»Aber er sieht auch jetzt noch ziemlich gut aus«, sagte Annie. »Trägt immer schöne alte Tweed-Sakkos.«

Annie hörte sich ernsthaft und liebevoll an. Miranda schnaubte.

»Was denn?«, fragte Annie.

»Ha!«

»Ach, du spinnst doch.«

»Aber ich bin nicht blöd«, versetzte Miranda.

Ein paar Wochen später trafen sich Betty und Joseph zur ersten Scheidungsmediationssitzung, die sonderbarerweise in Chelsea stattfinden sollte.

»Wie bist du auf diese Frau gekommen?«, erkundigte sich Betty.

»Durch Empfehlung.«

»Das ist aber ein ziemlich schäbiges Büro«, flüsterte Betty, während sie eine schmale Treppe zum Kellergeschoss eines heruntergekommenen Backsteingebäudes hinunterstieg. »So was nannte man ›English Basement‹, als man es in New York

erstmal gebaut hat, im neunzehnten Jahrhundert. Erinnerst an *Das Haus am Eaton Place*, findest du nicht? Weißt du noch, als Annie sich diesen Schreiner aus den Kleinanzeigen in der *Village Voice* rausgesucht hatte? Hast du diese Frau auch da gefunden, Schatz? Annies Bücherregale waren dann jedenfalls eine Katastrophe.«

Eine kleine stämmige Frau erschien in der Tür. Sie hatte dichte, unvoreilhaft geschnittene, grau durchwirkte Haare. Und sie trug plumpe Gesundheitstreter, wie Betty bemerkte.

»Ist ja beeindruckend, dass es solche Schuhe noch gibt«, sagte sie zu der Frau. »Sind die wieder in Mode? Unser Zahnarzt trug solche in den Fünfzigerjahren.«

Die Mediatorin lächelte nicht, hielt ihnen jedoch die Hand hin und stellte sich als Nina Britsky vor. Mit einem Matzengesicht geschlagen, dachte Betty bei sich und bedauerte die Frau ein wenig.

Das Büro war klein und quoll fast über von vollgestopften Aktenordnern. Im Grunde genommen wirkte es eher wie ein mit Aktenordnern vollgestopfter Schrank. Die Mediatorin ließ sich auf einem komplizierten ergonomischen Stuhl nieder und platzierte ihre Füße auf einem Schaukelhocker. So viele Spezialgerätschaften, dachte Betty, und alles nur, um Joseph und mir beim Streiten zuzuhören.

Nina Britsky klappte ihren Laptop auf und begann zu sprechen und zu schreiben.

Betty bekam von dem Redeschwall nicht viel mit. Die krude Mischung aus esoterischen Plattitüden und Küchenpsychologie, vorgetragen in einem harschen Bronx-Akzent, veranlasste Betty dazu, sich dezent auf Tagträume zu verlegen. Außerdem sah Nina Britsky, wie sie so auf ihrem ergonomischen Bürostuhl kauerte, einem Schimpansen verdächtig ähnlich: die zottlige Haarkappe, die nachdenklich vorgestülpt-

ten Lippen, die großen Zähne, die gelegentlich entblößt wurden. Betty kam sich vor wie in einer dunklen Schimpansenhöhle, obwohl ihr dann auffiel, dass Schimpansen nicht in Höhlen, sondern auf Bäumen lebten. Aber in diesem Büro war es beinahe so dunkel wie in einer Höhle. Vielleicht gab es Lichtkonzepte zur Scheidungsmediation, etwa dergestalt, dass die Partner sich leichter trennen würden, wenn sie sich nicht mehr sehen konnten. Aber vermutlich versuchte die Frau bloß, ihre Stromrechnung niedrig zu halten, und das konnte man ihr schließlich nicht übel nehmen. Betty selbst hatte auch gerade mit der Umstellung auf die neuen Energiesparlampen begonnen. Sie flimmerten so hübsch, wie in alten Zeiten ...

»Zum Glück geht es bei Ihnen nicht um ein Sorgerecht«, äußerte die Frau und bearbeitete mit wichtiger Miene die Tastatur ihres Laptops. »In solchen Fällen kann es sehr unangenehm werden.«

»In solchen Fällen?«, sagte Betty. »Doch wohl eher in allen Fällen, würde ich denken.«

»Na ja, bei gleichgeschlechtlichen Paaren ist es besonders schlimm.«

»Joseph und ich sind aber nicht gleichgeschlechtlich«, erklärte Betty geduldig.

Joseph schien diese Bemerkung unangenehm zu sein.

»Oder doch, Joseph?«

»Ich meine damit die dritte Person«, sagte Nina Britsky.

»Es gibt keine dritte Person«, äußerte Joseph hastig.

»Und falls doch, glaube ich kaum, dass es sich um einen Mann handeln würde«, sagte Betty.

»Nun, ich war davon ausgegangen, dass es sich um eine Frau handelt«, erwiderte Nina Britsky und warf Betty einen bedeutsamen Blick zu. »Eine sexuell gleichgeschlechtlich veranlagte Frau«, fügte sie dann hinzu, was Betty endgültig in

Verwirrung stürzte. »Warum würden Sie sonst zu mir kommen?«

Erst nachdem sie Flyer ausgehändigt bekommen hatten, auf denen sie zu einer Selbsthilfegruppe für Eheleute eingeladen wurden, deren Partner plötzlich ihre Homosexualität entdeckten, und ziemlich benommen Nina Britskys Büro verlassen hatten, fragte Betty Joseph, wer ihm denn nun wirklich die ergonomische Schimpansin empfohlen hatte.

»Denn, mein lieber Joseph, sie scheint mir eine ziemlich spezialisierte Mediatorin zu sein.«

»Das war eine Katastrophe. Lass uns was essen gehen«, sagte Joseph.

»Hier, schau dir mal ihre Visitenkarte an: *Für Paare, die sich scheiden lassen, wenn Frauen sich Frauen zuwenden*. Könnte schon eine Kleinanzeige in der *Village Voice* sein, oder? Vielleicht könnte sie uns ein schiefes Bücherregal bauen.«

Joseph musste lachen. Betty hatte ihn immer schon zum Lachen gebracht.

»Du bist so witzig«, sagte er.

Betty brach in Tränen aus.

2

Etwa um dieselbe Zeit hatte Miranda ihren folgenschweren Auftritt in der Oprah-Winfrey-Show. Sie befand sich in einer Art Trance – wurde aus dem Raum mit den Häppchen geführt, die sie vor Nervosität nicht angerührt hatte, stieg über Kabel hinweg, betrat die Bühne, setzte sich auf eine Couch, Applaus, die selbstsichere Frau ihr gegenüber, Fragen und Antworten ... *Wie hatte sie das zulassen können? Überprüfte sie denn die Geschichten ihrer Autoren nicht? Fiel ihr so etwas denn nicht auf? Oder war es ihr etwa egal?*

Miranda kam sich vor wie ein korrupter Politiker, der Journalisten auflaufen ließ, wie ein Verbrecher, wie einer ihrer geschmähten Autoren. Aber was sie zu dieser Frau sagte, die so sehr Oprah war, dass sie Miranda fast unreal vorkam, war nicht nur wahr, sondern hatte auch Hand und Fuß. Wieso verstand niemand, was sie zu erklären versuchte? Dass ihre Autoren Geschichten aus dem wahren Leben schrieben, auch wenn diese erfunden waren?

»Weil die Menschen auch im wahren Leben Geschichten erfinden«, sagte Miranda zu Oprah.

Doch Oprah schüttelte nur ihren berühmten Kopf, und Miranda schämte sich in Grund und Boden.

Danach verließ sie wochenlang ihre Wohnung nicht mehr, ging nicht ans Telefon, beantwortete weder die Anrufe ihrer Autoren, die sie zu verteidigen versucht hatte, noch beachtete sie die dringlichen Stimmen auf ihrem Anrufbeantworter: ihre

Mutter, ihre Schwester, sogar den Anwalt, der ihre Verteidigung übernehmen wollte, denn mehrere Verleger wollten sie nun wegen Betrugs verklagen.

Miranda blieb im Bett liegen, in den Laken verheddert, und fragte sich selbst und die vier Wände mit lauter klagender Stimme: *Warum?*

Und dann stellte sie sich vor, wie die ironische Stimme mit dem jiddischen Akzent, die sie immer Gott zugeschrieben hatte, quasi achselzuckend und mit ratloser Geste antwortete: *Warum nicht?*

Hier spricht Miranda Weissmann, sagte der Anrufbeantworter. Und hier spricht Ihr Anwalt, antwortete die Maschine, und da Ihr gesamter Besitz verpfändet ist, bis ein Urteil erfolgt, möchte ich Sie doch bitten, mich zurückzurufen.

Im wahren Leben rufen Menschen nicht zurück, erklärte Miranda ihrem Kissen. Im wahren Leben kriegen die Menschen Wutanfälle.

Annie und Betty wollten sie besuchen, aber Miranda machte nicht auf, obwohl sie an die Tür hämmerten und Annie schrie: »Sei doch nicht so verdammt blöde.«

Erst als Annie eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter hinterließ, in der sie in schrecklichsten Einzelheiten den Zustand ihrer unglücklichen Mutter schilderte, fühlte Miranda sich bemüßigt, ans Telefon zu gehen.

»Sie leidet wirklich furchtbar«, erklärte Annie, als Miranda sich meldete. »Sie braucht dich.«

Miranda duschte, zog sich an und fuhr zur Wohnung ihrer Mutter. Ihr selbst war durchaus bewusst, dass sie sehr selbstbezogen war, aber niemand hatte Miranda Weissmann je vorwerfen können, dass sie selbstsüchtig sei.

Aus der Wohnung ihrer Eltern im zehnten Stock hatte man einen Blick über den gesamten Central Park. Joseph hatte im-

mer gesagt, der Park sei ihr Vorgarten. Als die Mädchen noch klein waren, hatten er und Betty den Versuch gemacht, außerhalb der Stadt zu leben, in Westport, Connecticut. Öde und einsam dort, hatten sie beide gefunden. Und da viele junge Paare New York verließen, hatten die Weissmanns nach nur einem Jahr diese große Wohnung am Central Park West ergrattet und sie für einen Pappentier gekauft. Diesen Ausdruck hatte Joseph damals benutzt, und Betty erinnerte sich noch genau an den Tag, an dem sie die Papiere unterschrieben und sich ihr neues Zuhause ansahen. Damals hatte dort die bedrückende Atmosphäre des Alters geherrscht – schmutzige Fingerabdrücke an Lichtschaltern, blinde Fenster und eine mit toten Insekten gespickte Fliegenpapierspirale. Aber Betty dachte nur daran, dass sie die Wohnung für einen Pappentier bekommen hatten, und Joseph wusste noch genau, wie schön und glücklich sie damals im silbrigen Licht der Stadt ausgesehen hatte.

Doch nun streiften sie durch die Zimmer wie griesgrämige alte Hauskatzen und belauerten einander.

»Da du mich ja verlassen willst«, sagte Betty eines Vormittags, »könntest du doch allmählich ausziehen, oder?«

»Was meinst du mit ›allmählich?‹«

»Nun, ich finde, angesichts der Umstände sollten klare Grenzen gezogen werden, oder nicht? Es sei denn, du willst den Abschied absagen, natürlich.«

Es gab Zeiten, in denen Joe das tatsächlich erwog. Doch dieser Tag gehörte nicht dazu. Betty war unerträglich. Sie ließ sich hemmungslos gehen, lief im Morgenmantel herum, sprach mit überdreht fröhlicher und zugleich melodramatischer Stimme und trank zu allem Überfluss schon vormittags Whisky.

»Dieser Single Malt sollte genossen, nicht runtergeschüttet werden«, merkte Joseph an.

»Ich bin verzweifelt.«

»Du benimmst dich albern, Betty. Du siehst aus wie aus dem Film *Das verlorene Wochenende*. Es ist nicht gesund, hier Trübsal zu blasen und sich volllaufen zu lassen.«

»Mein Mann verlässt mich nach fünfzig Jahren«, entgegnete Betty.

Achtundvierzig, dachte Joseph.

Als hätte sie ihn gehört, sagte sie: »Dreckskerl.«

Und warf ihr Glas nach ihm.

»Schon recht, Elizabeth Taylor«, sagte er und holte ein Handtuch aus dem Badezimmer.

»Falscher Film«, kreischte sie.

»Wir sind hier nicht im Film, Betty«, sagte Joseph. »Genau darum geht es.«

»Dreckskerl«, sagte sie noch einmal und ließ sich auf die Couch sinken.

Es klingelte, aber Betty rührte sich nicht von der Stelle, sondern blickte starr auf den offenen Kamin. Den Kaminsims mit dem imposanten Spiegel und der dekorativen Gesso-Struktur hatte sie vor vielen Jahren auf einem Schrottplatz entdeckt. Wie konnte Joseph nur von ihr erwarten, dass sie sich von ihrem Greek-Revival-Kamin trennte? Ihrem heimischen Herd? Sie sah ihr trübsinniges Gesicht im Spiegel. Die reglosen griechischen Frauenbüsten auf dem Sims starrten zu ihr herüber. Sie hörte Josephs Schritte. Er hatte einen schweren Gang. Wie würde sie diese Laute vermissen, wenn Joseph nicht mehr hier sein würde, wenn sie mit diesen beiden gleichgültigen weißen Büsten alleine zurückbleiben würde. Sie hörte, wie der Portier an der Sprechanlage Miranda ankündigte. Als Miranda noch klein war, hatte sie immer mit den Kamindamen gesprochen und elegante Teeeinladungen für die körperlosen, mit Goldblättern verzierten Köpfe gegeben.

»Willst du, dass sie dich so sieht?«, fragte Joe, als er ins Wohnzimmer zurückkam.

Einen Moment lang dachte Betty, er spräche mit einer der Büsten. Dann verstand sie.

»Willst du, dass sie dich sieht?«, erwiderte sie. Der Klang ihrer eigenen Stimme war ihr zuwider. Am liebsten hätte sie gesagt: Oh, Joseph, lass uns doch aufhören mit diesem Unsinn.

Sie hörten, wie Miranda die Tür aufschloss. Ich muss diesen Schlüssel zurückfordern, dachte Joe. Und den von Annie auch. Er sah seine Frau an. Wie sie da eingerollt auf der Couch lag, in ihrem alten weißen Bademantel, sah sie aus wie ein zerknülltes und entsorgtes Papiertaschentuch. Joe zuckte innerlich zusammen bei diesem Gedanken. Selbstverständlich entsorgte er seine Frau nicht. Er würde großzügig sein. Er war grundsätzlich großzügig. Sie dagegen benahm sich völlig irrational, was ihr gar nicht ähnlich sah. Sie sah nicht einmal mehr aus wie sie selbst, weil ihre Augen so geschwollen waren vom vielen Weinen. Wenn sie sich nur vernünftiger benehmen würde, könnte man alles gütlich regeln; in einer neuen Wohnung würde es ihr bestimmt gleich besser gehen.

»Verworrene Lage«, bemerkte er.

»Ich würde sie eher verheerend nennen wollen«, erwiderte Betty.

Miranda kam herein, ging zur Couch und gab ihrer Mutter einen Kuss.

»Huu«, machte Miranda dann und schnüffelte. »Da hat aber jemand früh angefangen.«

»Ich leide.«

Miranda setzte sich und nahm ihre Mutter in die Arme.

»Mein armes Schätzchen«, sagte Betty. »Du auch, wie? Na komm schon, Süße. Ist ja gut, ist ja gut.«

Joe betrachtete die beiden, wie sie sich gegenseitig den Rü-

cken tätschelten, und murmelte: »Ist ja schon gut.« Er fühlte sich schrecklich, wie ein Unhold mit einem gigantischen weißen Badehandtuch in den Händen. Aber was hatte er eigentlich verbrochen? War es denn tatsächlich so schlimm, wenn man sich verliebte?

»Das ist eine äußerst ungesunde Situation«, bemerkte er.

Die beiden Frauen beachteten ihn nicht.

Joseph ließ das Handtuch auf die Whiskylache fallen und starrte darauf. Der warme Duft von Scotch verbreitete sich im Zimmer.

»Ich bin kein Unhold«, sagte Joe.

Am nächsten Tag packte Joe seine Koffer und flog aus geschäftlichen Gründen nach Hongkong.

»Jetzt bist du bestimmt erleichtert, dass er weg ist«, sagte Annie am Telefon zu ihrer Mutter.

Doch Betty war keineswegs erleichtert, sondern noch untröstlicher als zuvor.

Außerdem hatte sie nun ein Geldproblem. Ein äußerst dringliches, ungewohntes und unangenehmes Problem. Auf Anraten seiner Anwälte, hatten Josephs Anwälte ihr mitgeteilt, habe Joseph sämtliche Kreditkarten gesperrt. Das gemeinsame Konto, das Betty für die Haushaltsausgaben benutzte, würde erst wieder aufgefüllt werden, wenn man zu einer Einigung gelangt war.

»Ich dachte, Mr. Weissmann wollte keine Anwälte hinzuziehen«, sagte Betty zu den Anwälten. »Wir haben doch eine Mediatorin.« Woraufhin die Anwälte lediglich erwiderten, da Mr. Weissmann sie zweifellos beauftragt habe, könne man wohl davon ausgehen, dass er sich anders entschieden habe.

»Tut mir furchtbar leid«, sagte Joseph, als er sie anrief. »Meine Anwälte haben mir geraten, Anwälte hinzuziehen.«



Cathleen Schine

Alles Glück der Welt

Roman

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-47793-7

Goldmann

Erscheinungstermin: August 2012

Betty Weissmann staunt nicht schlecht, als ihr Mann nach 48 Ehejahren die Scheidung einreicht. Der Grund: „unüberbrückbare Differenzen“. Bald stellt sich heraus, dass die unüberbrückbaren Differenzen auch einen Namen haben: Felicity. Ihr ist es zu verdanken, dass die 75-jährige Betty aus ihrer Stadtwohnung in ein kleines Cottage in Westport ziehen muss. Doch Betty ist nicht allein: Tochter Miranda hat sich mit 49 ihr berufliches Grab geschaufelt, und ihre Schwester Annie weiß nicht, was sie ohne die beiden in New York soll. Und so beginnt für die drei Weissmanns die abenteuerlichste Zeit ihres Lebens – mit einer halsbrecherischen Kajakfahrt, jeder Menge starker Cocktails und einer neuen Liebe.